

Zigeunerzug

Autor(en): **Bonn-Miris, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 14

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fahl ihm dann, zu spielen. Und wundersam süß und betörend hob sich das Lied aus des Jancsi Fiedel. „Ja“, stammelte der Vater, vom Dämon gepackt, „sie haben nicht zu viel gesagt, er ist besser als ich, er übertrifft mich!“ Und während der Sohn, ganz der Melodie hingegeben, wie in einer Entrückung weiterspielt, schleicht der Vater in die Küche, holt eine Axt und erschlägt den Sohn. Dann stellt er sich der Gendarmerie. „Ich habe meinen Sohn getötet,“ sagte er, „weil er größer werden wollte als sein Vater. Aber es soll niemals einen besseren Primas geben, als ich einer war!“

Die Dichtkunst und die Oper haben sich ihre Motive oft aus dem Leben der Zigeuner geholt. Weber's „Preziosa“, Meyerbeer's „Die Fledermaus“, Taglioni's „Esmeralda“ und vor allem Bizet's Meisterwerk „Carmen“ stellen Zigeuner dar. In „Carmen“ wird die Liebe tiefsinnig ein Zigeunerkind genannt. „L'amour est enfant de Bohème, il n'a jamais connu de loi“. In Verdi's „Trou-

badour“ gibt's einen Zigeunerchor, und die dunkle Ulrika im „Maskenball“ ist eine Tochter des geheimnisvollen Volkes. Der „Zigeunerbaron“, die Meisteroperette von Johann Strauß, erinnert uns wieder an das Volk der Zigeuner. Cervantes in seiner „Gitanella“, Buschkin und Lenau haben den Zigeuner verherrlicht.

Heute freilich sind etliche der Zigeuner, der armen, elenden Kinder der Landstraße, gebildete Menschen des Westens geworden, und die Primas in den Hauptstädten, gut bezahlte Künstler, kleiden sich modisch und geben sich als Leute von Welt. Der große Schmelztiegel Menschheit nimmt alle Ingredienzien auf und verwandelt sie — und nach Jahrhunderten sind auch sie dahin, die Zigeuner, die braungebrannten Menschen mit den Glutaugen und zerrauten Haaren, jene Romaden in Lumpen und Fetzen, die bettelnd und stehlend einst der Schrecken der Bürger und Bauern waren.

Zigeunerzug.

Es dunkelt der Abend gewitterschwer,
Die Sonne sinkt rot zu Tale —
Wo kommen die armen Zigeuner her
Im späten Abendstrahle?

Die Alte auf dem Karren sitzt,
Ein Kind ruht ihr im Schoße.
Sieh, wie des Kleinen Auge blitzt,
Das schwarze, unheimlich große!

Das ist wohl der alten Zigeunerin Sohn,
Mit den stämmigen Schultern der Junge,
Um seine Lippe spielt kalter Hohn,
Fremd klingt die bewegliche Zunge.

Und die ihm schweigend zur Seite geht,
Die holde Kastanienbraune —
Ihr langes Haar im Winde weht —,
Sie bricht sich Rosen vom Zaune.

Sie streuet die Rosen in den Wind:
„Ihr sollt es nicht besser haben!
Wo werden sie mich und wo mein Kind
In fremden Landen begraben?“

Franz Bonn-Miris.

Schweizerische Osterbräuche.

Von August Knobel.

Ein blütenreicher Kranz von Bräuchen, die alle darauf abzielen, die Wunderkraft der lenzesfrohen Natur dem Menschen dienstbar zu machen, umschlingt Ostern, das alte Frühlingsfest der Germanen. Sonne, Frühling, Fruchtbarkeit sind der geheime Sinn der Osterbräuche, die sich bis in unsere Tage erhalten haben. Leicht erkennbar ist als Sinnbild der Fruchtbarkeit das bekannteste und verbreitetste Wahrzeichen der Ostern, das Osterei. Ursprünglich ein Eieropfer für den Wet-

tergott Donar, dann Symbol des Todeschlafes und der Auferstehung des Heilandes, spielt das Ei noch die wichtigste Rolle ganz besonders unter den schweizerischen und auch deutschen Osterbräuchen.

Am Tage vor dem Osterfeste bereiten die Kinder in Stadt und Land aus allerlei Gras oder aus Stroh und Heu Nester, legen sie bei schönem Wetter in die Hofstatt unter die Obstbäume oder in den Garten in irgend ein Gebüsch; bei